



# DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.  
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUFHAUSEN, DÜSSELDORF  
V. JAHRGANG HEFT NR. 10

Dr. Leo Böhmer, Düsseldorf:

## Diese sonnigen Oktobertage ...

Eine herbstliche Betrachtung

Städte pflegt der Volksmund mit einer Jahreszeit zu verquicken, um so in einem kurzen umfassenden Beiwort jeweils die Eigenart des heimatlichen Ortes anzudeuten.

Düsseldorf eignet am ehesten der rühmliche Titel einer Frühlingsstadt. Dieses Wort umschließt die unbändige Jugend, die strahlende Schönheit, den ungebrochenen Lebenswillen, die heitere Geselligkeit und die inbrünstige Liebe zu den Künsten, die von jeher diese große Stadt am Niederrhein beseelen.

In der Natur aber entfaltet sich der Frühling in Düsseldorf zu einem berückenden Schauspiel blühender Gärten, das jeden fremden Besucher in Staunen setzt und den Einheimischen mit Stolz erfüllt. Kurz währt diese Augenweide. Lange Monate aber schleppt sich der Herbst durch die Straßen und Lande, um in der sanften

Melancholie des Niederrheins zu vergehen. Tollt und schwankt noch der August, gleichsam als zweiter Aprilmond, zwischen hochsommerlichem Glanz und frühherbstlicher Kühle, so verrinnen die septemberlichen Abende meist in trübem Zwielicht, in Regenschauern und Stürmen. Die Stadt atmet Entsagung und das Weh des Abschieds.

Anders der Oktober. Der will noch einmal die Wunder und Wonnen des warmen Himmels verschenken. Ein „zweiter Mai“ blüht da mitunter auf. Im milden Leuchten einer aus Nebelwolken sieghaft steigenden Sonne liegen Stadt und Strom. Die Frühlingsstadt feiert, möchte man sagen, den Herbst mit sommerlichem Übermut, um das Nahen der grauen Winterzeit aus den Herzen zu bannen. Das mag Düsseldorfs landschaftliches Antlitz sein in diesen Tagen.

Diese sonnigen Oktobertage aber gelten zugleich als bestimmendes Gleichnis. Diese sonnigen Oktober an den Ufern des Niederrheins, an den Hängen des Bergischen Landes verleihen der inneren Stimmung dieser Stadt einen beredten Ausdruck. Düsseldorf im Oktober überrascht immer wieder durch die Anmut seiner Geselligkeit, durch die Fülle froher Veranstaltungen, durch den großartigen Auftakt seines Musiklebens wie durch den gleichermaßen erhabenen Aufschwung in den anderen ernsten und heiteren Künsten.

Diese gleichnishafte Oktobertage von Düsseldorf lassen nicht das geringste verspüren von wehleidiger herbstlicher Abschiedsstimmung, von Trauer und grämlichem Grübeln. Und ein Poet, der im oktoberlichen Düsseldorf die Feder zu einem Herbstlied ergreift, der darf nicht klagen und weinen, will er nicht in den peinlichen Verdacht geraten, sein Liedchen sei einzig am Schreibtisch entstanden und gar nur nach empfunden.

Allein die Fassaden vieler Häuser vermögen es anzudeuten. Sie änderten mutig und der neuen Zeit gemäß ihr Gesicht. Es ist kein Zufall, daß wiederum in diesen Tagen einige hervorragende Gasthöfe in Düsseldorf einen gründlichen Umbau vornehmen. Wie der Mai bei uns ein berauschendes Werde vollends ist, so auch der Oktober, nur weniger berauschend als — berechnend. Ja, diese Unternehmen, die nicht zuletzt zum guten Rufe, zur Magie unserer lieben Stadt beitragen, diese Stätten erlesener Gastfreundschaft verwandeln und verjüngen sich frühlingstreu im Zauber des ersten herbstlichen Lichtes.

Ein einziges Werde beherrscht diese sonnigen Oktobertage. Vom Stirb will die Frühlingstadt noch nichts wissen. Eine

Heiterkeit der Sinne tut sich kund und überkommt den glücklichen Bewohner und Besucher.

Das ganze Volk nimmt teil an diesem Aufschwung, Auftakt und neuen Werden. Das war nicht immer so. Vor hundert Jahren war diese innere oktoberliche Atmosphäre in unserer Stadt verschlossen, kühl, ja, wenn man will, sehr vornehm und „exklusiv“. Es hat Dichter und Musiker in Düsseldorf gegeben, die an dieser abweisenden Haltung einer in sich verkapseten Gesellschaft und Geselligkeit im Innern zerbrachen und die Stadt flohen.

Damals gehörten diese ersten herbstlichen Tage und Abende einer dünnen Schicht. Selbst Künstler hohen Geisteschwunges scheuten sich, das Volk, die ganze Stadt, den Bürger teilhaben zu lassen an den wunderlichen Festlichkeiten des Frühherbstes, an dem Frühling der Künste und des Vergnügens. Das also hat sich von Grund auf geändert. Diese sonnigen Oktobertage von heute und morgen leuchten für alle, die in Jan Wellems frohgemuter Residenz die Heimat haben.

Diese sonnigen Oktobertage in der Natur, die lebendigen Oktoberabenden in den Theatern, in den gastlichen Häusern der Küche und des edlen Trunkes, diese sonnigen musikerfüllten Oktoberstunden in Düsseldorf gehören uns allen, den Kindern und den Freunden der Heimat.

Mag sich sachte draußen alles verfärben, mag in der Ebene des Niederrheins allmählich jene innige verträumte und verlorene Stimmung sanfter Schwermut entstehen, die Stadt selbst, die unentwegte Frühlingstadt, sie schreitet lachend in diesen sonnigen Oktobertagen der grauen Jahreszeit entgegen.

✱

## *Frühherbstliches Düsseldorf.*

*Wie eine Frau im jungen reifen Sein  
den Widerschein bewußter Schönheit strahlt,  
so lächelt diese stolze Stadt am Rhein  
den zarten holden Frühherbstsonnenschein —  
ein Bildnis, das die Liebe malt.*

*Durch bunte Gärten schwingt der Farben Tanz,  
er springt behende um Jan Willems Mal;  
durch helle Straßen gelbt der Ruf des Lands:  
die Großstadt lebt in neuem Glanz!  
Nichts, was da kahl ist, karg und fahl.*

*Die Schwermut findet hier kein offnes Tor,  
die Tage schwinden nicht in grau und grau.  
Es funkeln Nächte auf im Sternenchor,  
Musik erfüllt das aufgeweckte Ohr . . .  
O Düsseldorf, Du schöne Frau!*

*Leo Böhmer*

Dr. Rudolf Weber:

## Im Zauber des Benrather Schloßparks

Rosenrot und weiß, wie die untergehende Sonne von geruhsam wandernden Schäfchenwolken umgeben, spiegelt sich der zierliche, anmutige Bau des Schloßes zu Benrath in dem weiten Wasser davor, das die tackenden, flitzenden Wagen, die holpernden Karren vielleicht, man weiß das nicht so genau, mit stiller Bosheit zwingt, einen großen Bogen um diese verträumte Herrlichkeit zu machen, wenn sie auf der Straße, von Düsseldorf nach Köln und umgekehrt von der Domstadt zurück hier „zeitvergeudend“ einen netten Umweg machen müssen. Linden und Buchen sind es, die dem schönen, feinen Park ihre besondere Note geben. Linden und Buchen vornehmlich bilden den grünen himmelstürmenden Wall, der die Sehnsucht nach diesem Idyll ewig jung und frisch erhält. Und so wandern wir über bemooste Pürsch- und Schlangenwege; treten achtsam in das Dämmer silbersäuliger Haine, eine Waldwiese von pittoresk verschnittenen Linden umrahmt tut sich auf, ein Bächlein mit dunklen Augen guckt wie verträumt zum Blätterdach empor, breite, grünbebänderte Promenaden aus allen Richtungen der Windrose kommend, treffen sich urplötzlich, als ob sie sich verabredet hätten, auf einem großen von Hecken umrandeten Platz, eilen weiter zum Strome, zum Schloße, bis sie irgendwo dahinten sich verlieren. Schön ist dieser Garten, gleich zu welcher Stunde, zu welcher Zeit des Jahres man ihn betritt, und die alten breitkronigen Riesen, deren Wurzelwerk gleich muskelstarken Armen das nährende Erdreich ringsum zusammenhält, aus ihm unaufhörlich seine Kraft

schöpft, wispern und flüstern eine alte, alte Geschichte.

Als der Hohenstaufenkaiser Friedrich der Zweite fern in der Landschaft Apulien zu Bari am Mittelländischen Meere mächtiges Quaderwerk, Stein auf Stein setzend, errichtete, und so sich in dem Kastell ein ewiges Denkmal setzte, das heute dort noch fest verankert als Monumento nazionale gilt, baute man auch hier in wälderreicher Einsamkeit das erste Schloß. Die Orangerie im östlichen Teile, hart an der Landstraße sich erstreckend, die sogenannten Kasernen dazu, vielleicht auch noch das kaum beachtete, verborgene Kapellchen, sie mögen allzusammen Teile dieses Hauses gewesen sein. Jahrhunderte gingen dahin. Über ein Menschenalter war nach dem Münsterschen Frieden, der dem dreißigjährigen Schrecken endlich ein Ende gemacht, vergangen, als inmitten des heutigen langgestreckten Parkweihers, des „Spiegels“, die Werksleute das türmchenreiche Gemäuer zum zweiten Schloßbau aufführten. Elisabeth Amalie Magdalene, Gattin des Pfalzgrafen und Herzogs Philipp Wilhelm ließ ihn vollenden. Aber auch dieses Haus wurde nicht alt. Denn Karl Theodor, der bergische Herzog, hatte neue, ausgreifende Pläne. Der einstige Herrensitz verschwand, seine Grundmauern lagern heuer noch vergraben und zugedeckt im schwarzen Schlamm des rechteckig langgestreckten Weihers, der nunmehr seine jetzige bekannte Form erhielt. Ein graziöses Refugium wuchs herauf: das heutige Schloß, das dritte und für alle künftigen Zeiten wohl auch das letzte.



Das Benrather Schloß

Herr von Pigage, Oberbaurat und Schöpfer des fiskalischen Teils unseres Hofgartens, entwarf auch für dieses Dorado nun die Pläne, während der jülischbergische Statthalter, Graf Goltstein, dem der Landesherr Anno 1755 die Leitung des Schloßneubaues übertrug, ihre Ausführung überwachte. Klarer und bewußter als bei der Ausgestaltung des Hofgartens hat man hier die Gedanken des vorbildlichen Gartengestalters Lenotre herausgearbeitet, die trotz mancher später sich einstellender, unwesentlicher Unebenheiten die Großzügigkeit des gesamten Parkes und das Wollen seines Schöpfers auch in unseren Tagen noch deutlich erkennen lassen. Leicht war die Aufgabe keineswegs, die der geniale Pigage zu lösen hatte, wenn gleich auch wiederum der alte vorhandene Bestand aufs schönste dazu angetan ward, schon in kurzer Zeit die vorgefaßten Pläne verwirklicht zu sehen. Es ist etwas anderes, ob man wie zum Beispiel beim Rheinpark zu Düsseldorf auf jungem, an-

geschüttetem und fast kahlem Boden erst sorgsam abwägend Sträucher und Bäume pflanzt und die Nachfahren einmal in vollen Zügen das Werk des längst verblichenen Gestalters erkennen und preisen können, oder ob man kühn und frei von Hemmungen in einem riesigen Wald, der sich bis nach Urdenbach, Itter hinzog, breit geführte „Prospekte“ hineinschneidet, Überfälliges ausholt und neue ergänzende Anpflanzungen vornimmt. Es soll mit dieser Feststellung keineswegs das hohe Verdienst Pigages irgendwie verkleinert oder auch nur ein wenig geschmälert werden. Es soll nur damit gesagt sein, welche Herrlichkeiten ein Berufener schaffen kann, findet er den passenden Rahmen zu seinen Ideen.

Und das Schloß, es stand, sein Garten dazu und die Bilder, die freigebig der schöne Hain der Welt ringsum nun schenkte, wurden stimmungsvoller, abgerundeter Jahr um Jahr. Denn die königliche Dreiheit: Schloßpark, Französischer

Garten, Englischer Garten formten sich zu einem kunstbegnadeten Ganzen. Wunderbare, bunte Geschichten hüllen das alles in ihren Zaubermantel. Sie klingen und singen, als ob sie Märchen wären, um dennoch Wahrheit zu sein.

Geschlechter standen auf, vergingen. Stolz orgelt der Platzhirsch durch den in rotgoldenen Farben lodernnden Herbstwald. Neugierig steht abseits das Rudel: die Tiere, die Kälber, die Spiesser und Gabler, während krachend die Geweihe der Rivalen aneinander, ineinanderschlagen, bis der schwächere Zehnder geforkelt verendet, und in hellen Bläschen der Schweiß über dem Geäse im moosigen Grunde versickert. Kommandorufe, welche Laute erschallen von dem von Linden umsäumten noch heute erhaltenem Plan zwischen dem dritten und vierten Quartier her. Dort ist die Reitbahn, auf der die Rosse Murats, des Großherzogs von Berg, getummelt werden. Das Weltreich des Großen von St. Helena zerfällt. Doch eines seiner Regimenter, die bergischen Lanzenreiter, nunmehr königlich preußische elfte Husaren, im Weltkrieg Leibregiment des Kaisers Karl von Österreich, in grüner weißverschürter Attila, angetan mit dem roten Kolpak, sie bleiben. Eine Schwadron liegt hier draußen, und in dem gemäckerreichen Bau wohnt die fürstliche Familie. Der Schloßherr ist Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, der Anno 1870 die ihm angebotene spanische Königskrone ausschlug. Nach blutigem, kurzen Krieg gegen Frankreich ein glorreicher Friede, und in selten glücklichem Einvernehmen zwischen Fürstenhaus und Bürgerschaft gingen die Jahre dahin, bis 1879 dann Benrath entgültig aufhörte, Residenz zu sein. Noch war in jenen Tagen diese betuliche Bürgermeisterei, die die Ortschaften

Benrath, Urdenbach, Garath, Holthausen, Itter, Himmelgeist und Wersten umfaßte, ein rein ländlicher Bezirk, wo Ackerbau und Forstwirtschaft, Handweberei und Fischerei tonangebend waren. Viele Fremde besuchten die Stadt. Geschäftsleute und Handwerker hatten ihr sorgenloses Auskommen, während für die wenigen Ortsarmen die gütige Wohltäterin, die Erbprinzessin, sorgte und Mittellose und bedürftige Kranke aus der Hofküche ernährte. Im Schloßpark und im Französischen Garten lustwandelte feiertäglich angezogen des Sonntags die Bürgerschaft. Prachtige Stunden stiegen auf, wenn die Husaren, Ulanen, Kürassiere der rheinisch-westfälischen Kavalleriebrigaden hier ihre großen Rennen abhielten. Startplatz und Ziel lagen auf der weiten Heide im Forst. Über Sturzäcker, Feldraine, durch Busch und Bruch ging die wilde Jagd bis dann zum Schluß die Hohe Frau im Viererzuge vorfuhr und die Sieger- und Ehrenpreise verteilte.

Aber die Zeit steht nicht still. Und was gestern war, ist heute tot, und das Morgen redet wieder eine ganz andere Sprache. Als der fürstliche Wohnsitz von Benrath nach dem Schloße Jägerhof in Düsseldorf verlegt wurde und Erbprinz und Erbprinzessin und dann die drei kleinen Prinzelein: Carl Anton, Wilhelm und schließlich Ferdinand, der spätere König von Rumänien, die hier so vergnüglich herumgetobt hatten — unser alter pensionierter Gartenoberinspektor Heinrich Piel weiß noch so manches vergnügliche Anekdotchen „von Spaß und Dollerei“ hiervon zu erzählen — nun Seite an Seite mit den Malkästern wohnten, da sang eine neue Musik über den Wipfeln hin. Da surrten und klatschten die Treibriemen, und schwere schwarze Kolosse stampften und dröhnten Tag und Nacht. Das waren die Jahre, da

Benrath aus seinem Schlaf aufgestöbert wurde, da 1874 die erste Fabrik von Tellerling und Kompagnie nicht weit vom Bahnhof emporwuchs, da gewichtige Firmen wie Capito und Klein, Deutsche Maschinenfabrik, Brückenbau Flender u. a. entstanden. Leer und einsam träumte abseits das Schloß, das in dem heißen Sommer 1911, als Melies Bürgermeister war, in den Besitz der Gemeinde samt den dazugehörigen Anlagen übergang, und heute nach der umspannenden Eingemeindung ein kostbares Kulturgut unserer Stadt ist.

Freude an allem Wahren und Schönen thronte in diesem märchenhaften Erdwinkel über sieben Jahrhunderte, und edle Musika und hohe Wissenschaft regieren auch heute wieder hier, getreu der Tradition, die aufs innigste mit Park und Schloß verwachsen ist.

Noch immer zilpzalpen die Weidenlaubvögel im maiengrünen Dom und flöten die Amselhähne hoch aus der Buchenkrone, wie es ihre Ahnen im ausgehenden Mittelalter und der aufsteigenden Neuzeit auch getan, ihre getragenen Weisen in den knospenden Vorfrühlingstag. Meisen, Kleiber und Spechte ziehen im verschneiten Winterpark klingelnd von Baum zu Baum, und das feine Stimmchen des Rotkehlchens perlt durch das lichter werdende buntfarbene Laub, wenn lilablaß die Herbstzeitlose hier und auf den Urdenbacher Kämpen, die zum rheinischen Rothenburg, dem mauer- und zinnenbewehrten Zons, hinüberweisen, blüht. Wohl schreit der Kapitale nicht mehr herrschsüchtig mal nah, mal fern. Wohl sprühen in glitzerndem Fall noch immer nicht wieder zu aller Freude die Kaskaden im Französischem Garten, da hoch und ernst das steinerne Heldenmal uns die Toten

des Weltkrieges nimmer vergessen läßt. Wohl starben die gigantischen Ulmenrecken, rechts und links den Spiegel begleitend, fast über Nacht vor wenigen Jahren an der verheerenden Seuche erst dahin, und ihr Fall gab der Landschaft hier ein so ganz anderes ungewohntes Bild. Aber immer noch wuchten die Lindenmauern in langen schmalen Gängen, die Maronen, die Eichen, Buchen, die Birken, Akazien, Fichten und Silberpappeln kühn und majestätisch empor, und der zierliche Englische Garten mit dem geschwungenen Brückchen, darunter metallischschillernd die Türkenente ihr flaumfedriges Gelege zwischen Seerosen achtsam spazieren führt, ist noch immer das Entzücken aller zünftigen Pflanzenfreunde. Platanen, Ahorn, Kastanien, Geweihbaum, Trauereschen, Douglasfichte, Sitka- und Pyramidenfichte, Silbertanne, Bergkiefer, Zeder, Eibe, Wellingtonia, Thuja und viele, viele andere Seltenheiten vereinigen sich hier von der sorgenden Hand Maximilian Friedrich Weyhes in den Jahren 1804 bis 1806 gepflanzt, auf kleinstem Platz. Sie breiten verlangend ihr Gezweig hinüber in den Park, würdig und lieblich zugleich. Sie reichen den anderen hochsäuligen Brüdern und Schwestern die Hände, und das ist ein fröhliches, fein abgestimmtes Auf und Nieder, ein verständnisreiches Ineinandergreifen das uns mit allen Fasern packt.

Das ist der Zauber des Benrathers Schloßparkes, der alle uns, wie wir da sind, betört. Und durch die Haine, über stille Wege, vorbei an glitzernden Wasserflächen wandernd, trinken wir das große Glück, das aus überquellendem Füllhorn uns freigebig eine begnadende Gottheit lächelnd wohl geschenkt.

Otto Teich-Balgheim:

## Kurfürst Johann Wilhelm und die Universität Heidelberg

(Ein Vortrag, gehalten bei den „Düsseldorfer Jonges“ e. V. am 4. August 1936)

Mit dem Tode des Kurfürsten Karl II. von der Pfalz im Jahre 1685 ging die Rheinpfalz mit der Kurwürde von dem nunmehr ausgestorbenen Hause Pfalz-Simmern an das Haus Pfalz-Neuburg, ebenfalls ein Zweig des Wittelsbacher Gesamthauses, über. Nur drei Jahre waren dem neuen Kurhaus und der Pfalz zur friedlichen Entwicklung vom Schicksal bestimmt, dann brach der orléans-pfälzische Krieg über das Land herein. Die Neuburger hatten an dem Ausbruch dieses Erbfolgekrieges nicht die geringste Schuld. Auch das ausgestorbene Kurhaus war nicht schuldig an dem Kriege, denn, daß Kurfürst Karl Ludwig durch die Verheiratung seiner Tochter Liselotte mit dem Herzog von Orléans gerade das gegenteilige Ergebnis erzielte, das er erhofft hatte, daß gerade durch diese politische Heirat statt eines guten, durch verwandtschaftliche Bande mit der Krone Frankreich gefestigten Verhältnisses die Habgier des französischen Königs erst hervorgerufen und dann zu jenem schrecklichen Kriege, zur Zerstörung Heidelbergs, Mannheims und der ganzen Pfalz führte, — das kann man nicht eine Schuld der pfälzischen Fürsten nennen, es war ein Verhängnis, ein politisches Verbrechen des Sonnenkönigs.

Das neue Kurhaus Pfalz-Neuburg aber sah unter seiner Regierung die Folgen dieser unglücklichen pfälzisch-französischen Heirat sich entwickeln und über

sein Stammland hereinbrechen, ohne gegen den übermächtigen und brutalen Feind wirkungsvoll auftreten und das neu zugefallene Territorium vor ihm schützen zu können.

Kurfürst Philipp Wilhelm, der am 3. August 1685 seinen glänzenden Einzug in der alten Residenz der pfälzischen Kurfürsten, in Heidelberg, hielt, war damals schon ein Mann von 70 Jahren. Von vornherein betrachteten die Pfälzer das neue Kurhaus mit Mißtrauen, weil es seit dem Übertritt Wolfgang Wilhelms, des Vaters des neuen Kurfürsten, katholisch war. Solange das Haus Pfalz-Neuburg in der Pfalz regierte, mußte notwendigerweise diese Tatsache zwischen ihm und dem ultra-evangelischen Pfälzern eine Atmosphäre gegenseitigen Argwohns schaffen. Zwar hielt Philipp Wilhelm durchaus das Versprechen, die er seinen protestantischen Untertanen bei der Huldigung gegeben hatte, doch gab er durch die Zulassung von Kapuzinern und Franziskanern in Heidelberg und der Rheinpfalz zu Konflikten Veranlassung, an deren Vergrößerung und Intensivierung die evangelischen Pfälzer selbst die Hauptschuld trugen, trotzdem der Kurfürst diesen Orden keine Lehrstühle an der Universität einräumte, vielmehr die Privilegien der Universität in vollem Umfange erhielt.

Schon im nächsten Jahre, Anfang Dezember, feierte die Universität die 300-jährige Jubelfeier ihres Bestehens. Der



eigentliche Gründungstag war der 1. Oktober, denn an diesem Tage („in die Beati Remigii Confessoris“) im Jahre 1386 hatte Kurfürst Ruprecht I. das erste Privilegium der Universität zu Heidelberg erlassen auf Grund der Auctorisationsbulle des Papstes Urban VI. von Genua aus am 10. November 1385.

Schon Ende Dezember 1685 hatte der akademische Senat den siebenten Sohn des Kurfürsten, den Pfalzgrafen Friedrich Wilhelm zum Rector Magnificentissimus erwählt, der sich in seiner Geburtsstadt Düsseldorf am Hofe seines Bruders Johann Wilhelm, des Herzogregenten von Jülich und Berg, aufhielt. Am ersten September des Jahres 1686 versandte der akademische Senat das Programm zur Jubelfeier als Einladung zur Teilnahme an dem Fest an alle Universitäten in Deutschland und Holland. Da aber Ende Oktober, wo das Jubiläum nach dem Programm seinen Anfang finden sollte, Prinz Friedrich Wilhelm sich noch in Düsseldorf aufhielt und unabhkömmlich war, so wurde das Fest erst am 3., 4. und 5. Dezember gefeiert. Es sei gleich vorweggenommen, daß dieser junge Neuburger bereits 1689 im Kampfe gegen die Franzosen bei der Belagerung von Mainz den Heldentod für die reichs- und kaisertreue Politik seines Hauses starb. Er wurde im Mausoleum an der Hof- und Andreaskirche zu Düsseldorf beigesetzt, wo er heute noch ruht.

Die frohen Hoffnungen, mit denen man bei der Jubelfeier in die Zukunft geblickt, die sicheren Erwartungen, daß die Universität einer glücklichen Entwicklung entgegen gehen werde, wurden schwer getäuscht, denn schon zwei Jahre später brach der Orléanssche Erbfolgekrieg aus, und vernichtete mit einer bis dahin in der neueren europäischen Geschichte uner-

hörten Brutalität ein glückliches Land, eine blühende Stadt, ein herrliches Schloß und eine weltberühmte alte Universität.

Kurfürst Philipp Wilhelm, schon seit längerer Zeit schwer erkrankt, zog sich beim Ausbruch der Feindseligkeiten in sein Erbland Neuburg zurück. Der Krieg mit seinen furchtbaren Folgen, der Tod des prinzlichen Rektors, brach dem alten Mann das Herz; er starb 1690 in Wien.

Sein Sohn Johann Wilhelm, bis dahin Regent der niederrheinischen Gebiete, konnte für die Pfalz nicht das geringste unternehmen; er mußte zunächst die Herzogtümer Jülich und Berg vor dem furchtbaren Schicksal der Pfalz schützen, das auch ihnen drohte, und er hat diese Aufgabe mit Ernst, Opfermut, großer Energie und mit dem Erfolg gelöst, daß dem Niederrhein das schreckliche Los der Pfalz erspart blieb. Wenn pfälzische Geschichtsschreiber meinen, der Kurfürst habe sich in der größten Notzeit der Pfalz nicht dort sehen lassen, so kann man dem nur gegen halten, daß es auch nicht den geringsten Zweck gehabt hätte, wenn er in jener Zeit in die Pfalz gekommen wäre, ganz abgesehen davon, daß seine Anwesenheit in Düsseldorf unbedingt erforderlich war. Er schuf nämlich in dieser Zeit dort das Kurpfälzische Heer, sozusagen aus dem Nichts. Dieses von ihm geschaffene Heer hat später im spanischen Erbfolgekrieg auf allen Kriegsplätzen der Welt dazu beigetragen, die Macht Ludwig XIV. zu brechen und den deutschen Westen dem Reiche zu erhalten. Das war wichtiger, als daß er in der Pfalz, wo seine Anwesenheit nichts nützen konnte, Hof gehalten hätte.

Die Stadt Heidelberg war zerstört, die Universitäts-Angehörigen zerstreuten sich, als der Feind im Februar und März 1689 sie in einen Trümmerhaufen verwandelte.

Als nach dem Tode seines Vaters der neue Kurfürst Johann Wilhelm, damals 32½ Jahre alt, sich am 7. September 1690 von den Pfälzern in Heidelberg huldigen ließ, lag die Stadt in Trümmern, die Umgebung war verwüstet, Mannheim war ein Steinhafen, und das ganze Land bangte vor einem neuen Überfall der Franzosen. Der Kurfürst bemühte sich zwar, den Wiederaufbau Heidelbergs und eine Wiederbelebung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf alle mögliche Weise, durch Verleihung von Freiheiten und dgl. zu fördern, doch vernichtete die zweite Zerstörung Heidelbergs im Mai 1693 die kaum angeetzte Blüte zu neuem Wohlstand. Das, was von der ersten Zerstörung wenige Jahre vorher noch übrig geblieben, und das, was inzwischen neu erstanden war, wurde nun gänzlich und restlos vernichtet.

Das Archiv der Universität wurde zunächst nach Frankfurt, dann nach Marburg gerettet. In Frankfurt konstituierten sich die dorthin geflüchteten Universitäts-Angehörigen 1694, aufgemuntert durch ein Rescript des Kurfürsten Johann Wilhelm des Inhalts, daß sie die Interessen der Universität soviel als in gegenwärtigen betrübnen Zeiten möglich sei, beobachten sollten. Im Jahre 1698 kam Johann Wilhelm wieder in die Pfalz und nahm seine Residenz in Weinheim, da in Heidelberg keine Möglichkeit zur Unterkunft vorhanden war. Nun siedelte auch die Universität schon eine Woche nach des Kurfürsten Eintreffen nach Weinheim über. Am 28. August 1698 hatten die Professoren beim Kurfürsten Audienz, wobei er ihnen versprach, seinerseits alles, was möglich sei, zur Hebung der Universität und zur Förderung ihrer Interessen zu tun.

Erst 1700 erfolgte die Rückkehr der Universität nach Heidelberg, aber schon 1701 mußte des spanischen Erbfolgekrie-

ges wegen das Archiv wieder flüchten und in Sicherheit gebracht werden.

Daß unter diesen schwierigen und unsicheren Verhältnissen die Universität immer mehr von ihrer einstigen stolzen Höhe herabsank, ist ja nicht verwunderlich, aber verwunderlich ist, daß man dem Kurfürsten zu einem guten Teil die Schuld daran gab. Das ganze Personal bestand damals aus 5 Lehrern, von denen der berühmte Mediziner Brunner zugleich des Kurfürsten Leibarzt war.

Wenn die Pfälzer meinten, der Kurfürst zeige zu wenig Interesse für die Universität, so war er selbst gänzlich anderer Ansicht, er war seinerseits über den bedauerlichen Zustand der Universität ungehalten und erließ im April 1704 ein Rescript, in dem er den Professoren vorwarf, ihre Untätigkeit sei mit Schuld daran, daß die Anstalt „ganz und gar darnieder liegen bleibe“. Der Kurfürst selbst war bemüht, sie „in ihre vorherige Consistenz, Flor und Lustre zu bringen“. Er übertrug unterm 19. Dezember 1704 dem „Regierungs- und Geistlichen Rathpräsidenten, Abten zu Lepsing“ die Kuratel der Universität, mit dem Beifügen, Alles zu thun, was für die letztere geschehen könne“.

Der „Abt zu Lepsing“ war der berühmte Geistliche, Komponist und Diplomat Agostino Steffani, Bischof von Spiga, den Johann Wilhelm zum obersten Regierungschef in den „druntigen“ Landen, den niederrheinischen Herzogtümern, und in der Rheinpfalz ernannt hatte, sowie zu seinem Stellvertreter und Statthalter bei längerer Abwesenheit.

In einem besseren Zustand kam die Universität jedoch erst durch die Religions-declaration (21. November 1705) und durch das Religions-Manifest (18. Mai 1706), wodurch den Protestanten Gewissensfreiheit zugesichert und in Beziehung auf die



**Jan Wellem**

Im Jan-Wellem-Saal des Vereinsheimes der „Düsseldorfer Jonges“,  
Brauerei Schlösser, Altstadt

Gemälde von Walter Heimig

Hochschule festgesetzt wurde, daß beständig zwei reformierte Theologen besoldet werden, und bei etwaigen Vacaturen der reformierte Kirchenrat dem Kurfürsten Vorschläge zu machen hätte.

Überhaupt ließ in den ersten Jahren seiner Regierung Johann Wilhelm seine reformierten Untertanen nicht nur in dem ruhigen Besitze ihrer Kirchengüter, sondern er bemühte sich auch, wie sein Vater, sie gegen die Eingriffe der benachbarten Bischöfe, der zu Mainz und zu Würzburg, zu schützen.

Das Leben der Professoren unter einander war, ob sie gleich verschiedenen Confessionen angehörten, anfänglich im Allgemeinen noch ein friedliches.

Eine Störung des guten Einvernehmens der Professoren unter sich wurde durch Paul Usleben, der im Jahre 1711 zum Vortrage des Kanonischen Rechts berufen worden war, herbeigeführt. Er veröffentlichte nämlich eine Dissertation über die alte und neue Kirchengüter (de vetera et moderna Ecclesiae disciplina), in welcher er folgende Sätze aufstellte und in einer am 30. August 1715 abzuhaltenden öffentlichen Disputation zu verteidigen vor hatte:

1. daß keine Rechtgläubigen, mit gutem Gewissen, einen Umgang mit Ketzern, worunter er die Calvinisten zählte, haben dürften;
2. daß diese Ketzer aller Ämter und Ehrenstellen, ja des Lebens beraubt werden könnten;
3. daß die Fürsten, welche von der Kirche erinnert seien und dennoch die Ketzer leben ließen und die Ketzereien auszuwischen versäumten, von der Regierung zu entfernen, und ihre Herrschaften und Ländereien von andern katholischen Fürsten in Besitz zu nehmen seien.

Sobald die reformierten Professoren hiervon Kenntnis erhalten hatten, reichten sie unter dem 29. August bei dem Rektor der Universität eine Schrift ein, in welcher sie erklärten, daß diese Sätze „teils mit der kundbaren Wahrheit nicht übereinkommen, teils auch unter hiesigen Professoribus und Studiosis alle Harmonie und Einigkeit aufheben, ja sogar die größten Animositäten und Verbitterungen beiderseits erwecken dürften“. Dessen ungeachtet wurde die Disputation am festgesetzten Tage abgehalten, und diese brachte eine um so größerer Bewegung hervor, als dabei nicht allein die reformierten Amtsgenossen Usleben's und alle Evangelischen, sondern auch die damalige Verfassung des deutschen Reiches angegriffen wurden, der Kaiser aber unmittelbar vorher durch eine Verordnung „alles Schmähens und Lästern benebst allen Anzüglichkeiten in Religionssachen“ nachdrücklich verboten hatte. Von dieser Zeit an nahm der Kampf der Confessionen immer ernstere Formen an und hat gewiß in der Folgezeit der Entwicklung der Universität nicht unerheblichen Schaden zugefügt, nicht nur während der Regierungszeit Johann Wilhelms, sondern auch während der Karl Philipps, des letzten Neuburgers, und Karl Theodors, des Sulzbachers, waren.

Während einerseits nicht zu verkennen ist, daß der Kurfürst die Katholiken vielfach begünstigte, und die Protestanten vielen Druck zu ertragen hatten, so kann man ihm nicht die Schuld an den Usleben'schen Wirren — dieser Mann wurde übrigens disziplinarisch bestraft — in die Schuhe schieben, man muß andererseits anerkennen, daß er vieles zum Nutzen der Universität getan hat. Am 17. Juli 1703 bewilligte er ihr, beispielsweise, Abgabefreiheit, „um die durch den verderblichen

Krieg in Abzug gekommene uralte Universität wiederumb in bessere Aufnahme und vorigen Flor zu bringen“.

Er sorgte, so gut es ging, dafür daß ihre durch die Kriegsläufe zerrütteten Einkünfte geordnet und wieder möglichst flüssig wurden. So wies er sie unter anderem auch in die ihr zukommenden Einkünfte des Klosters St. Lambrecht wieder ein.

Zu den bedeutenden Verlusten, welche die Universität im Orléans'schen Kriege erlitten, gehörte auch der, daß die von dem Kurfürsten Karl Ludwig wiederhergestellte und ansehnlich gewordene Universitäts-Bibliothek ein Raub der Flammen geworden war (1693). Das Verdienst sie wieder hergestellt zu haben, gebührt dem Kurfürsten Johann Wilhelm. Den Anfang machte er damit, daß er die aus 4973 Werken, worunter 119 handschriftliche, bestehende Bibliothek des in Utrecht verstorbenen Professors J. G. Grävius, für 6000 Rthlr. aus eigenen Mitteln kaufte und im Jahre 1706 der Universität schenkte.

Großes Verdienst erwarb sich Johann Wilhelm ferner durch die Erbauung eines neuen, drei Stockwerke hohen Universitätsgebäudes. Es wurde auf den Trümmern des 1693 niedergebrannten Casimirianums (Dionysianums) aufgeführt. Der Grundstein zu dem Gebäude wurde durch den Regierungspräsidenten, Freiherrn von Hillesheim, am 24. Juni, dem Namenstag des Kurfürsten, 1712 gelegt, das Gebäude selbst aber erst im Jahre 1735 unter der Regierung Karl Philipps ganz vollendet. Zur Ehre des Gründers erhielt es den Namen „Domus Wilhelmina“ und der geräumige darin befindliche schöne Saal, in dem ebensowohl die akademischen Feste gefeiert, als auch Vor-

lesungen gehalten wurden, hieß „Aula Wilhelmina“. Leider sind beide, ihn ehrende Namen in späterer Zeit bis heute völlig in Vergessenheit geraten.

Bemerkenswert waren die schönen Deckengemälde dieser Aula. Das Mittelbild der Saaldecke stellte eine Fama dar, die in der linken Hand einen Lorbeerkranz hält mit der Inschrift: „Aeternitati“ und in der rechten eine Posaune mit der Inschrift: „Universitatis Heidelbergensis Restaurator“. Unter dieser Figur trugen Genien einen Wappenschild mit Kurhut, Ordenszeichen und der Inschrift: „Johannes Wilhelmus S. R. J. Archidapifer Palatinus“. Heute ist der ganze Saal mit einer äußerst geschmacklosen Holzverkleidung im sog. Renaissance-Stil der achtziger Jahre bekleidet, und die Deckengemälde sind ebenfalls unter einer solchen unschönen und unwahren Holzattrappe verborgen. Die Verdienste Johann Wilhelms, die in diesen Gemälden aus der Zeit verkündet wurden, sind, getreu den pfälzischen Gepflogenheiten gegenüber dem Hause Neuburg, unsichtbar gemacht worden.

Unter seiner Regierung wurde — was nur beiläufig erwähnt sei — auch am 17. September 1701 der Grundstein zu dem Rathause in Heidelberg gelegt. Auch das Bürgerhospital mit der dazu gehörigen St. Annakapelle wurde 1714 unter Johann Wilhelm's Regierung gebaut. Dafür, daß wenigstens zu seiner Zeit Jan Wellems Verdienste in Heidelberg Anerkennung gefunden, habe ich einen Beweis erhalten. Ich habe Juli ds. Jhrs. in Heidelberg eine silberne Münze mit seinem Bildnis entdeckt, die in einen breiten silbernen Rand eingelassen ist. Auf diesem Rande ist eine Inschrift, ein Chronogramm eingraviert folgenden Wortlauts: Vivat Joannes Wilhelmus urbis et senatus Heidelbergensis

reparator, zu deutsch: Es lebe J. W. der Wiederhersteller der Stadt Heidelberg und ihre Verwaltung. Diese Worte, die die Jahreszahl 1701 ergeben, erinnern an den schon erwähnten Neubau des Rathauses, das an seiner Front Jan Wellems Wappen trägt, nicht mit einem Kurhut bedeckt, sondern mit fünf Helmen, Helmzier und Decken in wundervoller Arbeit, eine heraldische Darstellung seines Wappens, wie ich es sonst bisher nicht kannte.

Der stattliche und in seiner Einfachheit so eindrucksvolle Bau der alten Universität und dieses architektonisch so wohlthuende, fein gegliederte Rathaus sind die besten Beweise für des Fürsten Verdienste, und die besten Gegenbeweise gegen die unberechtigten Vorwürfe über die Vernachlässigung der Pfalz und Heidelbergs, die ihm eine voreingenommene, unsachliche pfälzische Geschichtsschreibung bis in die neueste Zeit hinein gemacht hat.

Wenn sich aus dem vorstehenden klar ergibt, daß Kurfürst Johann Wilhelm der Universität Heidelberg und auch der Stadt sein Interesse gewidmet hat, so ist es unverständlich, daß die pfälzische Geschichtsschreibung seine zweifellosen Verdienste um sie, die sich am augenfälligsten dokumentieren in der Neubegründung der Universitäts-Bibliothek und in dem Neubau des Domus Wilhelmiana, nicht oder nur nebensächlich registriert hat. Der bekannte Historiker der Pfalz Ludwig Häusser beschränkt sich lediglich darauf einmal zu sagen, daß Johann Wilhelm eine gewisse Liebhaberei für Kunst und Wissenschaft gehabt und die ganz geplünderte Universität durch den Ankauf der Bibliothek Grävius bereichert hätte, macht aber gleich darauf die Einschränkung, daß erst seinen Nachfolgern es vorbehalten gewesen sei, sie aus der Zerrüttung zu erheben. Das ist alles was Häusser

zu seinen Gunsten zu sagen weiß, gegenüber dem vielen Nachteiligen, das er über den Kurfürsten und sein Verhältnis zu Heidelberg und der Rheinpfalz berichtet. Ja, auch das Stadtwerk Heidelberg, das von dem Oberbürgermeister Dr. Walz 1928 herausgegeben wurde, fühlt sich nicht veranlaßt, wenigstens auf die Errichtung des Universitätsgebäudes durch Johann Wilhelm zu verweisen, es heißt dort in dem Kapitel über die Universität einfach: „Eine katholische Linie der Wittelsbacher kam danach zur Regierung, die der Universität keinen Segen brachte“. Damit wird der Eindruck erweckt, als ob das Haus Pfalz-Neuburg die Schuld einzig und allein gehabt hätte, daß die Universität in jenem Zeitraum darniederlag, während doch in der Tat die politischen und kriegerischen Verhältnisse die Hauptschuld daran trugen. Joh. Fr. Hautz urteilt günstiger in seiner: „Geschichte der Universität Heidelberg“ (Mannheim 1864). Auch Theodor Palatinus (d. i. Gustav Helm) findet in seinem Buch „Heidelberg und seine Universität“ (1886) einige Worte der Anerkennung. „Wir können uns nicht damit einverstanden erklären — sagt er —, wenn diejenigen, welche die Erforschung der Vergangenheit der Heidelberger Hochschule sich zur Aufgabe gesetzt haben, die hohen Verdienste des Kurfürsten Johann Wilhelm um die „Alma Ruperta“ möglichst zu schwächen suchen, oder selbige nur so gelegentlich dem Leser vorzuführen“. Dieser Schriftsteller betrachtet und schildert allerdings die Verhältnisse vom Standpunkt des Katholiken aus, während Häusser und viele andere pfälzische Schriftsteller sie aus der evangelischen Perspektive heraus betrachten und infolgedessen Anstoß nehmen an dem Katholizismus der Neuburger. An diesem unglückseligen Zwiespalt zwischen

Katholizismus und Protestantismus, hat die Pfalz seit dem Übergang der Regierung an das Haus Neuburg schwer gelitten, und auch die pfälzische Geschichtsschreibung ist davon aufs stärkste beeinflußt worden. In welchem unglaublichen Ausmaße einzelne Historiker den objektiven Blick verloren, zeigt sich in der Allg. Deutsch-Biographie, in der Kleinschmidt sich zu nachstehenden Schmähungen des Kurfürsten Johann Wilhelm versteigt: „Mit Ludwig XIV., dem Papste Innocenz XII. und den Jesuiten conspirierte (!) er, anstatt für Abhilfe der Landesnoth zu sorgen, gegen seine protestantischen Untertanen . . .!“ Ludwig XIV., auf dessen Schutz J. W. baute (!), behandelte ihn mit keckem Übermuth . . .“ — „Dem Glanze seines schwelgerischen (!) Hofes diente das darbende Land zur traurigen Folie. Als echter Sohn der Ludovicianischen Zeit im höchsten Grade auf seine Herrscherwürde eingebildet und voll Genußsucht (!), sann J. W. wenig auf das Glück seines Volkes, zumal die Konfession zwischen ihnen stand; es genügte dem eitlen Fürsten, daß ihn Schmeichler „Magnificus et potens“ nannten, und daß sein Hofhalt einer der kostspieligsten des Erdtheils (!) war. Die glänzendsten Bauten (?) entstanden und verschlangen enorme Gelder . . .“ — Es verlohnt sich nicht, diese aller geschichtlichen Wahrheit hohnsprechenden Behauptungen im Einzelnen zu widerlegen.

Um so erfreulicher ist es, daß wenigstens ein protestantischer Universitätsprofessor objektiv genug war, nicht nur die Schattenseiten Johann Wilhelms, sondern auch die Lichtseiten zu erkennen und festzustellen. Der gründlichste Kenner der Geschichte der Heidelberger Universität, Wundt, äußerte sich über die Jesuitenfrage: „Es waren diese neuen Profes-

soren (die Jesuiten), Männer die ruhig auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn fortschritten, ihren protestantischen Kollegen keinen Anlaß zu Beschwerden gaben, sondern nur ihren Zuhörern bei ihrem Vortrag zu nützen suchten“.

Erst in allerneuester Zeit, hat ein verdienstvoller Heidelberger erkannt und bekundet, was Johann Wilhelm für die Pfalz getan und für die pfälzische Universität, nämlich der warmherzige Kunsthistoriker Karl Lohmeyer. Er schreibt 1927: „Neben dem Wiederaufbau und der Neubesiedelung der Pfalz, die ihm, Johann Wilhelm, besonders am Herzen lag, galt seine erste Sorge der Neubegründung der völlig eingeschlafenen und in ihrem Flor durch die Kriege vernichteten Universität, deren Angehörige sich ebenfalls in alle Winde zerstreut hatten . . . 1698 und 1699 blieb die Anstalt in dem Ort an der Bergstraße (Weinheim), und Gerhard von Leunenschloß aus uraltem reformierten bergischen Geschlecht wurde ihr erster Rektor. Und dann kam sie anfangs 1700 nach Heidelberg zurück, und der im Jahre vorher berufene Rechtslehrer Joh. Philipp von Morass, den wir noch als wichtigen Bauherrn in der Neckarstadt antreffen werden, und der ebenfalls vom pfälzischen Niederrhein stammte, wurde der erste neue Rektor in Heidelberg . . . Wie dem auch sein mag, dem Kurfürsten Johann Wilhelm hat die Universität vieles zu danken . . . Er ist und bleibt der zweite Neubegründer, hat das Universitätsgebäude errichtet, das nach ihm — allzu wenig angewandt — auch „Domus Wilhelmiana“ heißt und es mit einer prächtigen Aula geziert, der ebenfalls fast in ihrem Namen vergessenen „Aula Wilhelmiana“. Diese über-

spannte einst eine prächtige Decke, mit der Stuckkunst des Italieners Jah. Baptist Clerici geziert und in Freskogemälden an die Verdienste des Hauses Kurpfalz von Ruprecht I. bis zu Johann Wilhelm erinnernd, die man im verflossenen Jahrhundert grausam und die alte Tradition zerschneidend unter einer falschen Renaissanceholzdecke verbarg (!) und die hoffentlich einmal wieder ihre Auferstehung feiern wird. Und auch der Neubegründer der 1693 in Flammen aufgegangenen Universitätsbibliothek wurde dieser oft von der Geschichtsforschung angegriffene und verachtete Kurfürst, der den Anfang damit machte, daß er die . . . Bibliothek . . . des . . . Professors J. G. Grävius für 6000 Reichstaler ankauft und der Universität schenkte und auch sonst alles dafür tat, damit ihre durch die Kriegsläufe zerrütteten Einkünfte geordnet und wieder flüssig wurden.“

Daß Johann Wilhelm auf alle Weise auch den Besuch der Universität zu heben versuchte, ergibt sich aus der folgenden, wenig bekannten Verfügung: „Wir Joh. Wilhelm etc. thun kundt und fügen allen unseren Göllich und Bergischen Beambten, auch Unterherren, fort Scheffen, Vorsteheren, Meistbeerbten, wie ebenfalls Bürgermeistern und Rhat in den Stätten und sonst übrigen gemeinen Eingesessenen hiemit gnädigst zu wissen, was gestalten Wir für gut angesehen, auch gnädigst verordnet haben und ernstlich wollen, daß hinführo unsere Göllich und Bergische Landtseingebohrene Kinder und Studenten, welche in unseren Diensten hernechst accommodirt zu werden suchen und verlangen ihre *studia altiora* oder höhere Schulen nirgent anders, als bey unserer Chur-Pfältzischer gemeiner Universität zu Heydelberg zu absolvieren

gehalten sein sollen etc. Düsseldorf den 23. May 1703.“

Die vorstehenden Darlegungen befolgen den Zweck, dem Kurfürsten Johann Wilhelm bei der Universitätsjubelfeier dieses Jahres die am 24. Juni stattgefunden hat, wenigstens nachträglich zu der Anerkennung zu verhelfen, die er verdient. Hat man doch ihm, wie bei dem 500-jährigen Jubiläum der Universität im Jahre 1886 die Epoche Johann Wilhelm einfach totgeschwiegen! Wäre es nicht richtiger und gerechter gewesen, bei dieser Gelegenheit die geschichtlichen Tatsachen sprechen zu lassen? Jedenfalls darf Düsseldorf, das ja auf seinen Jan Wellem mit Recht stolz und ihm dankbar ist, aus dieser Veranlassung von sich aus den Versuch machen, gerecht zu werden, und es darf ferner darauf hinweisen, daß durch ihn zwischen Heidelberg und Düsseldorf, zwischen Rheinpfalz und Niederrhein kulturelle Beziehungen bestanden, die, wären nicht jene unglückseligen Kriege über Europa dahin gebraust, sicherlich für diese Gebiete und Städte segensreich gewesen wären. Die Düsseldorfer nehmen rückblickend auf die historische Tatsache der vor 250 Jahren zustande gekommenen, und durch mehr als drei Jahrzehnte bestandenen engen Verbindung zwischen Düsseldorf und Heidelberg und in Anerkennung der Verdienste Johann Wilhelms um die Universität Heidelberg an deren diesjährigem Jubiläum besonders herzlich Anteil, und es ist zu hoffen, daß man in Heidelberg diese Anteilnahme gern zur Kenntnis nimmt.

Mir war es eine erwünschte Gelegenheit, vor Ihnen, meine Herren, den treuen Freunden und Pflegern Düsseldorfer Heimatgeschichte, die Verdienste Johann Wilhelms um die Heidelberger Universität und die Stadt, wenigstens in kurzen Ausführungen darstellen



zu dürfen. Ich hoffe, das Sie, wie ich, den Wunsch haben und dazu beitragen werden, diesem Manne, unserem Jan Wellem, zu der ihm solange verweigerten gerechten Beurteilung zu verhelfen, damit er den Platz in der Geschichte Deutschlands er-

hält, der ihm, dem energischen Gegner Ludwigs XIV. gebührt. Möge in Zukunft sein geschichtliches Bild so ruhig, fest, so klar und wahr dastehen, wie sein Reiterdenkmal vor unserm Rathaus im Herzen der Düsseldorfer Altstadt!

Otto Teich-Balgheim:

## Stadtschreiber und Chronist Philipp Zimmermann berichtet . . .

Auch ein Beitrag zur 700-Jahrfeier Gerresheims

Die bevorstehende Gedenkfeier der 700-jährigen Gerresheimer Kirche lenkt die Blicke in die Vergangenheit dieser ehemaligen Landstadt, die heute seit mehr als 25 Jahren ein Stadtteil von Düsseldorf ist. Eine alte Chronik läßt uns die Schicksale Gerresheims am Ende des 16. Jahrhunderts miterleben.

Ein alter Folioband in Pergament mit einer Messingschließe, darin etwa 140 Blätter aus dickem Papier, vollgeschrieben mit bräunlicher Tinte. Auf dem ersten Blatt steht: Schreibbuch. Christus regnat vinxit et imperat. Es ist das Formular- und Kopiaibuch und die Familienchronik des Philipp Zimmermann, der um 1550 bis zum Ende des Jahrhunderts in Gerresheim lebte. Er stammte aus Wildungen und hatte 1555 die Witwe eines Gerresheimer Bürgers namens Zunder geheiratet. Er scheint Schreiber und Landbote bei dem Landhofmeister und Amtmann gewesen zu sein, daneben auch wohl Stadtschreiber zu Gerresheim. Seine Schrift ist flott, seine Sätze lesen sich gut, er ist ein gewandter Mann, der mit der Feder umzugehen weiß.

Vielgestaltig ist der Inhalt. Da sind Briefentwürfe, die er für Gerhard von Waldenburg, genannt Schenkern, geschrieben hat. Eingaben, die er entworfen für manche Familien des bergischen Adels an den Herzog von Düsseldorf, in Erbschaftsangelegenheiten, oder es sind Beschwerden, Bitten um Empfehlungsschreiben oder um Entscheidungen über Güter- und Landbesitz. Da tauchen die Namen von Overheide, von Gymnich, von Plettenberg, von Quade, von der Ley und viele andere mehr auf. Aber auch Nichtadelige bedienen sich der Schreibkunst des Philipp Zimmermann, wie z. B. Johann Walt, der ein Gesuch einreicht, um das herzogliche Faßbinderamt zu Düsseldorf zu erhalten, oder wie die Frau des Wilhelm Witt, Gerresheim, die den Herzog um Begnadigung ihres Mannes bittet, der wegen eines in Frankfurt begangenen Totschlags flüchtig ist.

Doch nicht nur solche Alltäglichkeiten beschäftigen den Schreiber zu Gerresheim, sondern er befaßt sich auch mit größeren Dingen. So läßt er uns die ausgezeichnete

und eingehende Polizeiverordnung der Stadt Gerresheim von 1561 kennen, ja, er übermittelt uns das Stadtprivileg für Gerresheim vom Jahre 1368 unter der Überschrift: „Copey der Handfestung zu Gerrisheim“. Die Polizeiverordnung gewährt uns eine genaue Kenntnis der damaligen Gerresheimer Stadtverwaltung und enthält u. a. sehr eingehende Vorschriften über den Feuerschutz und die Feuerpolizei. Leider hat diese außerordentlich sorgfältige Polizeiverordnung den großen Brand der Stadt nicht verhindern können, der sie sieben Jahre später, am 15. Juli 1568, fast völlig vernichtete. „Anno 68“, so berichtet der Gerresheimer Chronist, „am 15. Juli zu Elf uhren ungefehrlich fürmittags ist Gerresheim mit gewaltigem Feuer angangen unnd durch den Jung Magister Johann Faber son Casparen genannt mit einer Büchssen darinnen Speck (?) und andere Materie gefüldt gewesen, in Hermann Schmits Scheune geschossen, dadurch nachstehende Häuser und Gebeu elendiglich sind zu Grund abgebrandt.“ Dann kommt eine Aufzählung von 21 Häusern und elf Scheunen, außer dem ganzen Kloster Katharinenberg mit allen dazugehörenden Gebäuden, der Neußer Pforte und dem Fangturm. Auch das Haus des Vaters des jugendlichen Frevlers mitsamt der Scheune war ein Opfer der Flammen geworden, sogar drei Menschenleben waren zu beklagen, viel Hab und Gut ging im Verlauf einer einzigen Stunde durch Feuer, mehr noch durch Diebstahl verloren.

Das alles erzählt uns der Gerresheimer Chronist, der vor mehr als 350 Jahren dort lebte. Daß er ein tüchtiger Mann in

seinem Fach war, geht aus mancherlei Briefentwürfen hervor. So finden wir einen Brief mehrerer Fürsten an den Kurfürsten von der Pfalz, in dem dieser gewarnt wurde, sich der reformierten Konfession anzuschließen. Auch hat er das Schreiben des Rates der Stadt entworfen, in dem dieser den Herzog bittet, die alte Stadtgerichtsbarkeit, die verloren gegangen war, wieder herzustellen. Nach jenem furchtbaren Brande war er es, der das Gesuch an den Herzog Wilhelm entwarf, durch das eine Kollekte eingeleitet werden sollte für die Schäden des Stadtbrandes und Hilfe erbeten wurde zur Wiederherstellung der zerstörten Tore und Mauern.

Zwischendurch taucht auch einmal ein Rezept auf, so z. B., wie man gutes Siegelwachs herstellt, oder aber wie man erkrankte Pferde heilt oder „große Mäuse“ fängt. Sogar ein Rezept gegen Erkrankungen an Krebs hat er notiert, das uns allerdings nicht sehr erfolgversprechend erscheint. Denn man braucht danach nur im Monat Juli einen Maulwurf zu fangen und ihn in der Hand sterben zu lassen, dann mit dieser Hand die leidende Körperstelle zu berühren — und der Krebs ist weg!

Unser Philipp Zimmermann war auch ein besinnlicher Mann, der schöne deutsche Verse liebte, von denen er mehrere auf den Umschlagseiten niedergeschrieben hat. Wenn nun der jetzige Stadtteil Gerresheim in Kürze das 700 jährige Jubiläum seiner schönen Kirche feiert und sich bei dieser Feier der oft bedrängten und freudlosen Vergangenheit erinnert, so muß es auch des Gerresheimer Chronisten Philipp Zimmermann gedenken.

★

Dr. Josef Wilden:

## Hundert Jahre Düsseldorfer Dampfer<sup>\*)</sup>

Bald nachdem 1816 und 1817 die ersten Dampfer auf dem Rheine erschienen waren — es waren die englischen Schiffe „Prinz von Oranien“ und „Caledonia“, holländische, geführt von dem aus Neuwied stammenden Gerhard Moritz Röntgen folgten bald hinterher —, regte sich in der 1803 von Napoleon errichteten Kölner Handelskammer der Gedanke, eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, die nach kapitalistischem Grundsatz die Dampfschiffahrt zum Zwecke der Güter- und Personenbeförderung betreiben sollte. Immerhin dauerte es noch zehn Jahre, bis 1826 die Preußisch-Rheinische Dampfschiffahrtsgesellschaft, mit Heinrich Merckens und Bernhard Boisserée an der Spitze, tatsächlich zustande kam. Sie befreundete sich mit der 1822 errichteten Niederländischen Dampfschiff- Reederei, deren Boote heute noch, und zwar aufs neue mit der Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt verbündet, den Dienst besorgen. Nach Süden knüpften die Kölner das Band zur Mainzer Schifffahrts-Gesellschaft „Adler“. Die drei teilten den gesamten Verkehr auf dem Rheine unter sich auf: die Niederländer beherrschten den Strom von Rotterdam bis Köln, die Kölner von Köln bis Mainz, die Mainzer von Mainz bis Straßburg. Düsseldorf ging völlig leer aus. Wer hätte sich hier zugunsten des Schiffsverkehrs auf dem Rheine rühren sollen! Düsseldorfs Handel war damals noch gänzlich unbedeutend; Gewerbe und Industrie hatten kaum die ersten Ansätze

gemacht. Handelskammern, die stets die treibenden Kräfte der Verkehrspflichten sind, gab es damals nur innerhalb des französischen Bereichs; auf der rechten Rheinseite entstanden die ersten Handelskammern 1830 und 1831 in Elberfeld, Düsseldorf und Duisburg.

Kaum aber hatte Düsseldorf seine Handelskammer, war auch schon der Gedanke an ein eigenes Dampfschiffahrtsunternehmen wach. Er drang hier mit unwiderstehlicher Kraft um so mehr hervor, als die Kölner vermöge ihres Stapelrechts den gesamten Verkehr zu Wasser einseitig beherrschten und über ihren Hafen lenkten. Das verursachte den Kaufleuten des Bergischen Landes und des Niederrheins, die mit ihren Erzeugnissen auf den Weltmarkt angewiesen waren, großen Schaden. Deshalb vereinigten sie sich zu dem Plane, eine eigene Schifffahrtsgesellschaft ins Leben zu rufen, die nicht nur das Kölner Stapelrecht brechen, sondern dem Kölner Schiffsbetrieb geradezu Wettbewerb machen sollte.

Der Gedanke ging zunächst von einer kleinen Duisburger Schiffswerft aus, hinter der der Maschinenbauer Friedrich Harkort stand, und fiel in der Düsseldorfer Handelskammer auf fruchtbarem Boden. Namentlich deren rühriger Präsident Gerhard Baum, der als Bankier und Spediteur die Notwendigkeit eines eigenen Schiffsdienstes für Düsseldorf erkannte, griff ihn auf und suchte ihn mit dem größten Nachdrucke zu verwirklichen. Ihn unterstützte hierbei der Spediteur Carl Luckemeyer. Mit der Düsseldorfer Handelskammer verbündete sich die zu Elberfeld-Barmen.

<sup>\*)</sup> Nach der vom Verfasser im Auftrage der Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt veröffentlichten Festschrift.

Nach langwierigen wiederholt durch örtliche Interessen gestörten Verhandlungen, in die sich die Mainzer Handelskammer geschickt einschaltete, kam die Dampfschiffahrts-Gesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein zustande. Die Gründungsversammlung fand am 13. Mai 1836 im Becker'schen Saale, der heutigen Städtischen Tonhalle zu Düsseldorf, statt. Sie bestimmte ein für alle Mal die Stadt Düsseldorf als Sitz der Gesellschaft, dafür sollten abwechselnd das Bergische Land und das Mainzer Gebiet den Vorsitzenden stellen.

Die neue Gesellschaft nahm den Wettbewerb von vornherein mit aller Entschiedenheit auf; sie beschränkte sich nicht auf eine abgegrenzte Stromstrecke, sondern drang gleich bis zum Oberrhein und bis nach Holland vor.

Doch dauerte es noch lange, bis ein regelrechter und umfassender Verkehr zustande kam. Nicht nur hatten die Schiffahrtsunternehmen mit technischen Unzulänglichkeiten zu kämpfen, mit ungeordneten Strom- und Uferverhältnissen, sie mußten sich auch wehren gegen den heftigen Widerstand der alten Schiffer-, Halfer- und Karchergilden, die den Schiffsdienst auf dem Rheine als ihr Vorrecht betrachteten und aus leicht begreiflichen Gründen nichts davon preisgeben wollten. Namentlich der Personendienst kam zunächst nur langsam in Gang. Die Schiffe, hauptsächlich für den Güterverkehr eingerichtet, boten nicht gerade einen angenehmen Aufenthalt; am wenigsten für Reisende, die das Schiff weniger aus geschäftlicher Notwendigkeit, als zum Vergnügen benutzten. Den Gefühlen, die einen Reisenden zur Anfangszeit der Dampfschiffahrt beherrschten, gibt die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in einem

Brief Ausdruck, den sie 1825 von Köln an ihre Mutter richtete:

„Nun ich das Notwendigste geschrieben habe, will ich Dir, liebste Mama, doch noch allerhand Allotria mitteilen. So bin ich gestern recht im Papstmonat hier angekommen, da das neue Dampfschiff „Friedrich Wilhelm“, das größte und schönste Schiff, wie man sagt, was noch den Rhein befahren hat, vom Stapel gelassen, probiert und getauft wurde.— Das erstere sah ich nicht, denn es war schon auf dem Wasser, als wir uns durch die Volksmenge gearbeitet hatten; dann aber sahen wir ganz nahe, wir standen auf der Schiffsbrücke, mehrere Male eine Strecke des Rheins herauf und herunter mit türkischer Musik und beständigem Kanonenfeuer durch die Schiffsbrücke segeln mit einer Schnelligkeit, die einen schwindeln machte. Endlich legte es an der Schiffsbrücke an, und das sämtliche diplomatische Korps, was die Probe mitgemacht hatte, begab sich ans Land. Ein so großes Dampfschiff ist etwas höchst Imposantes, man kann wohl sagen, Fürchterliches. Es wird, wie Du wohl weißt, durch Räder fortbewegt, die, verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns, ein solches Gezisch verursachen, daß es auf dem Schiffe schwer halten muß, sich zuverstehen. Doch dieses ist nicht das eigentlich Ängstliche. Aber im Schiffe steht eine hohe dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt in einer grauen Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch, wie das der Flamme bei einem brennenden Hause. Wenn das Schiff stille steht, oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermassen an zu brausen und zu heulen,

daß man meint, es wollte sogleich in die Luft fliegen. Kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine, doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Koblenz zu kommen, was in fünf Stunden möglich sein soll.“

Verhältnismäßig schnell änderte sich der Verkehr auf dem Rheine von Grund auf. Die Technik verbesserte sich wesentlich. Es kamen schönere Dampfer auf den Rhein, die die Freude an der Schifffahrt steigerten. Dennoch hätte der Personenverkehr nicht den großen Aufschwung genommen, wenn nicht zurzeit des Aufkommens der Dampfschifffahrt sich ein geistiger Umschwung vollzogen hätte, der den Rhein zum „Strome der Deutschen“ gemacht, die Schönheit der Landschaft, die reichen geschichtlichen Erinnerungen dem Volke erschlossen hätte. Das Verdienst gebührt den Dichtern, Malern und Staatsmännern; vor allem Ernst Moritz Arndt, der als Hochschullehrer in Bonn wirkte, und Peter von Cornelius, der die Leitung der eben neu errichteten Düsseldorfer Kunstakademie übernommen hatte. Der Drang an den Rhein und auf den Strom erfaßte jeden Deutschen, jeder wollte und mußte eine Dampferfahrt machen. Bald trat sogar der Personendienst mehr und mehr in den Vordergrund. Die Gesellschaften bauten Dampfer, die nur diesem dienten und die Unbequemlichkeiten vermieden, die der Güterdienst mit sich bringt.

Die beiden Gesellschaften kamen infolgedessen gut voran, störten sich jedoch schließlich durch den Wettbewerb ganz empfindlich. Sie beeinträchtigten sogar den Personenverkehr, da manche Reisenden keine Lust hatten, ihr Leben den Schiffen für ihre Wettfahrten anzuvertrauen. Die Lage der beiden Schifffahrts-

gesellschaften verschlechterte sich sogar zusehends noch mehr, als in den vierziger Jahren die Eisenbahn in den Rheinlanden sich ausbreitete und immer mehr Reisende an sich zog.

Da endlich taten die beiden Gesellschaften das, was unvermeidlich war: sie schlossen Frieden miteinander und einigten sich in der Form einer Betriebsgemeinschaft, über den Fahrplan, die Fahrzeit und den Bau der Schiffe. Die Betriebsgemeinschaft kam 1853 zustande; es ist die „Köln-Düsseldorfer Rheindampfschifffahrt“. Innerhalb dieser Gemeinschaft sind die beiden Gesellschaften selbständige Unternehmen, Aktiengesellschaften mit je einem eigenen Aufsichtsrat. Lange hatten sie beide auch eine eigene Direktion. Erst seit 1924 haben sie einen gemeinsamen Vorstand, der in der Form einer Personalunion geschäftsführendes Organ für beide Gesellschaften ist.

Die Betriebsgemeinschaft, der sich nach dem Kriege, 1927, die Niederländische Dampfschiff-Reederei, ebenfalls mit Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit, angegliedert hat, hat sich bestens bewährt und wesentlich dazu beigetragen, die mannigfachen Schwierigkeiten nach dem Kriege leichter zu überwinden.

Was die Personenschifffahrt auf dem Rheine heute wirtschaftlich und gesellschaftlich bedeutet, braucht man mit Worten nicht zu begründen. Jeder, der den Strom kennt, erst recht, der ihn befährt, sieht es mit eigenen Augen. Durchweg machen heute mehr als 2½ Millionen Menschen während der Sommermonate eine Fahrt auf dem Rheine; und zwar haben heute nicht mehr nur die wohlhabenderen Schichten Anteil am Personenverkehr, die gesamte Volksgemeinschaft ist daran beteiligt. Die Rheindampfer haben sich mit großem Erfolg in den

Dienst der nationalsozialistischen Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ gestellt, sie dienen in wachsendem Umfange den Kameradschaftsfahrten, die die Gefolgschaften der kaufmännischen und industriellen Betriebe veranstalten. Das macht erst recht die Personenschifffahrt auf dem Rheine zu einer Angelegenheit des ganzen Deutschen Volkes, sie hat damit die Rheindampfschifffahrt den Strom, die Schönheit seiner Landschaft, die „rheinische Seele“ dem Volke noch mehr erschlossen, als es früher der Fall war.

Zum Aufstieg der Rheindampfschifffahrt hat die Düsseldorfer Gesellschaft von vornherein tatkräftig beigetragen. Sie hatte Männer an der Spitze, die mit rheinischem Wesen vertraut, von bergischer Tatkraft beseelt, alles daran setzten, ihr Unternehmen vorwärts zu bringen und den Rheinverkehr zu entwickeln. Vor allem verdienen hierbei der Handelskammerpräsident Gerhard Baum Erwähnung, der sich später allerdings mehr der Güterschifffahrt zuwendete und an die Spitze der 1846 von ihm gegründeten Niederrheinischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Düsseldorf trat. Dann Kommerzienrat Carl Luckemeyer, der als Direktor der Düsseldorfer Gesellschaft von 1836 bis 1875 wirkte und sich namentlich um den Schiffbau sehr verdient gemacht hat. Aus dem Kreise seiner Düsseldorfer Nachfolger sind noch hervorzuheben: Julius Wülffing, Eduard Finmann, Theodor Jaeger, August Krauß, Carl Ditze, Wenzel Freiherr von Rolf, Hugo Lorenz, Oskar Schmidt, sowie als Mitdirektoren: Carl Blanckarts, Friedrich August Deus, J. A. Roeder, C. Retzer, Geheimer Justizrat Otto Euler, Robert Wefels, Anton Lehmann, Richrad Schröter.

Heute bilden den Vorstand der Kölner Generaldirektor Hans Thiele und der Düsseldorfer Dr. Hugo Burmester.

An der Spitze des Verwaltungsrats standen aus dem Kreise der Bergischen Männer 1850 bis 1874 Geheimer Kommerzienrat Daniel von der Heydt, ein Bruder des bekannten Ministers August von der Heydt, Kommerzienrat Rudolf Weyermann, August von Frowein und zurzeit Paul Boeddinghaus. Große Verdienste um die Gesellschaft hat die Familie Probst aus Mainz. Geheimer Kommerzienrat Franz Anton Probst gehörte mit zu den Gründern, Kommerzienrat Karl Andreas Probst war Mitglied des Verwaltungsrats von 1906 bis 1919 und seit 1933 ist die Familie Probst wieder im Aufsichtsrat vertreten durch den Düsseldorfer Hüttendirektor Paul Probst.

Dem Vorstand und dem Aufsichtsrat haben immer tüchtige Mitarbeiter in Düsseldorf zur Seite gestanden. Männer, die als Kapitäne und Inspektoren der Dampfer den Düsseldorfern und den Rheinreisenden wohl bekannt sind. Namen zu nennen ist nicht möglich, da die Reihe der Ingenieure, technischen und kaufmännischen Angestellten, Handwerker und Facharbeiter zu lang ist. Doch seien noch einige der älteren Dampfer erwähnt, vor allem als einer der ersten der „Comet“. Es war ein Holzschiff, dessen Planken der wuchtenden Maschine nicht standhalten konnten, ein Schiff das trotz seinem verheißungsvollen Namen kein „glücklich Schiff“ war und erst notdürftig in Fahrt kam, als es mehrere Male umgebaut und auf den Namen „Stadt Bonn“ umgetauft worden war. Andere Dampfer der ersten Zeit waren „Herzog von Nassau“, seit März 1848, „Adolf Herzog zu Nassau“, „Erbgroßherzogin von Hessen“, seit August 1838 „Gutenberg“, „Kronprinzessin von Preußen“, „Erbgroßherzogin von Hessen“, seit 1846 „Mathilde Erbgroßherzogin von Hessen“. Der erste Dampfer aus Eisen war der

Dampfer „Victoria“, der 1838 in London gebaut wurde.

Den Ausbau der Flotte hat die Düsseldorfer Gesellschaft übereinstimmend mit der Kölner stets als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet. Die Rhein-Dampfschiffahrt scheute keine Kosten, schnelle, schöne und bequeme Dampfer auf den Strom zu bringen, die den höchsten Ansprüchen genügen. Ein Wunderwerk der

Schiffbaukunst geradezu ist der jüngste Dampfer der Düsseldorfer Gesellschaft „Mainz“, den sie im Jahre 1929 auf den Strom brachte. Jedem Rheinländer sind die Dampfer von Jugend auf vertraut. Besonders der Düsseldorfer hat zu ihnen fast ein persönliches Verhältnis. Das kam zum Ausdruck bei der Feier, die die Düsseldorfer Gesellschaft anlässlich ihres hundertjährigen Bestehens am 13. Mai 1936 feierte.

Dr. Rudolf Weber:

## Sechszig Jahre Düsseldorfer Zoologischer Garten

In diesem Jahre feiert unser „Zoo“ sein sechzigstes Gründungsjubiläum. Wie fast alle derartige Einrichtungen, so entstand auch unser Zoologischer Garten aus der Anregung einiger weniger tatkräftiger Männer heraus, welche die Liebe zur Natur verband, und die nun uneigennützig ihre Ideale in den Dienst der Allgemeinheit stellten. Sie verstanden es auch, ihre Mitbürger für die große Sache zu begeistern und ließen dann nichts unversucht, ihre nun einmal gefaßten Pläne auch wirklich in die Tat umzusetzen.

Unser Düsseldorfer Garten ist die Schöpfung des hiesigen Tierschutzvereins, der früher den Beinamen „Fauna“ trug und seine Daseinsberechtigung durch Satzung mit folgenden Worten festgelegt hatte: „Der Zweck des Vereins ist, das Interesse für die Tierwelt zu wecken und zu fördern.“ Im Sinne dieser Bestimmung beauftragte die Hauptversammlung der „Fauna“ am 24. Juni 1874 den Vorstand, der Gründung eines Tiergartens näherzutreten und die nötigen Vorarbeiten zu besorgen. Darauf-

hin erließ der Verein zu Anfang November diesen Aufruf:

Der Verein „Fauna“, ermutigt durch die immer regere Teilnahme aller Stände unserer Stadt, beabsichtigt die Errichtung eines Tiergartens, welcher als gemeinnütziges Institut und Erholungsort allen Mitbürgern zugute kommen soll. Es scheint kaum nötig, auf die große vielseitige Bedeutung eines solchen Unternehmens hinzuweisen. In allen Ländern der Welt sehen wir solche Anstalten sich mehren und eines reichen Blühens sich erfreuen, überall das Publikum ihren Begründern und Leitern offenen Armes entgegenkommen. Denn mit den gewaltigen segensreichen Fortschritten der Naturwissenschaft wird das Bedürfnis jedes Gebildeten täglich unabweisbarer, sich auf ihrem Gebiete mehr und mehr heimisch zu machen und durch eigene Anschauung besonders auch die tausendfältige Gestaltung des Tierlebens kennen zu lernen. In dieser Erkenntnis ist der Verein „Fauna“ bemüht gewesen, dem Projekt

näherzutreten, und glaubt nunmehr den Zeitpunkt gekommen, um unsere Mitbürger zu seiner Verwirklichung aufzurufen.“

Zum Schluß heißt es dann: „Indem wir den Prospekt zur Bildung einer Aktiengesellschaft zu dem genannten Zweck hiermit zur öffentlichen Kenntnis bringen, laden wir zu recht rascher und zahlreicher Beteiligung ein.“

Am 14. Dezember 1874, abends 7 Uhr, wurde in der Hauptversammlung der „Fauna“ unser Düsseldorfer Zoologischer Garten gegründet. 450 000 Reichsmark betrug das eingezeichnete Kapital. Vorstand (Prof. Camphausen, Dr. Schoenfeld, Th. Jaeger, H. Seebohm) und Aufsichtsrat (Tiermaler Beckmann, H. Berg, Graf Bochholz, Assessor Courth, G. Frank, O. Günther, Hennighausen, K. Hoff, Advokatsanwälte Klein und Lützeler, L. Piedboeuf, G. Poensgen) wurden gewählt.

Dann begann die Arbeit. Nach manchem Suchen — man trug sich schon mit dem Gedanken, in Bilk einen größeren Park zu kaufen — entschloß sich die Gesellschaft zum Erwerb eines großen Ackerlandes weit vor den Toren der Stadt, das vor der Anstalt „Düsselthal“ lag und ihr auch zum größten Teil gehörte. Damals endigte unsere eigentliche Stadt ungefähr an der heutigen Pempelforterstraße und vom Wehrhahn bis zum alten Trappistenkloster, das allerdings zu dieser Zeit schon 52 Jahre als Rettungsanstalt Eigentum der Grafen von der Recke war, schweifte der Blick über Bauernhäuser, Gärten und Viehweiden, im Hintergrunde sah man die sanften Höhenzüge des Grafenbergs und des Aaperwaldes. Es war ein geruhames Bild.

Zweiundfünfzig Morgen wurden erworben, und tausend fleißige Hände regten sich

und schufen nach den Plänen des Berliner Tiergartendirektors Bodinus und des Hofgärtners von Benrath, Hillebrecht, die herrlichen Parkanlagen, die heute noch jeden Besucher entzücken. Der 1923 pensionierte städtische Garteninspektor Piel, der später so manche schöne, gärtnerische Anlage in unserer Stadt schuf, hat sich dort seine ersten Sporen verdient. Große Ausschachtungen fanden auf dem Grundstück statt. Sieben Morgen groß waren die beiden Teiche, die vorher ausgegraben werden mußten. Zweieinhalb Meter hoch mußte die Terrasse vor der Wirtschaft angeschüttet werden. Um ein Überfluten des Geländes durch die Düssel zu verhüten, baute man einen festen Damm. Alles in allem wurden in dieser Zeit über 6 000 cbm Erde bewegt. 11 700 Bäume und Sträucher und 900 Rosen wurden sofort angepflanzt. Die ersten Bauten entstanden: Ruine (Gemsberg), Wirtschaft, Haupteingang, Hirsch-, Renntier-, Elefanten- und Känguruh-Haus, Saubucht, mehrere kleine Raubtierzwinger, Hühnerställe, Flugkäfige. Für die neuen Häuser wurden auch eine Menge Tiere gekauft und geschenkt. Ihre Zahl betrug ungefähr 70 Säuger, über die doppelte Anzahl Vögel, dazu noch an die 150 Wildenten, die sich schon damals, wie heute noch, auf den Teichen ansiedelten. Fleißig war in dieser Zeit geschafft worden, und als am 30. Mai 1876 unter den Klängen unserer ehemaligen 5. Ulanen-Kapelle im Wirtschaftssaal des Gartens die Eröffnungsfeier stattfand, da konnte die Gesellschaft stolz auf ihr Werk sein, das sie in knapp einhalb Jahr zustande gebracht hatte. Am folgenden Tag, Mittwoch, 31. Mai 1876, wurde der Garten für die Öffentlichkeit freigegeben.

In großen Linien stand nun die Anlage, doch viel blieb noch zu tun übrig. Der



erste Leiter des Tierparks war Direktor van den Snickt vom Zoologischen Garten zu Gent. Er blieb nur ein Jahr. Dann folgte Herr v. Fischer, der die Geschäfte bis zum Jahre 1884 leitete. Sein Nachfolger wurde im Frühjahr 1885 Direktor Goffart, unter dessen Ära das Vogelhaus, der große Flugkäfig, verschiedene Hühner- und Taubenkäfige, der Bisonstall, die zweite Hälfte des Raubtierhauses und des Bärenzwingers entstanden. Der Tierbestand war sehr bedeutend. Besonders das Affenhaus war berühmt wegen seiner prächtigen Mandrills, seltener Meerkatzen und seiner drei Schimpansen, die vorn in dem vor ungefähr 26 Jahren abgerissenen Bau lebten. Raubtierhaus und Wiederkäuergehege waren nicht immer gut besetzt (6 Bisons), und von den nordafrikanischen Mähnschafen beherbergte der große Mittelbau der Ruine, wo heute das Seelöwenbecken ist, eine Herde von über 40 Köpfen. Doch trotz allem, der Garten geriet immer mehr in geldliche Schwierigkeiten, die noch zunahmen, als Goffart als tiergärtnerischer Leiter im März 1903 nach Münster i. W. ging. Ingenieur Grunewald, der Erbauer des Musikpavillons, dann Dr. Sokolowsky, Visser, Oberst Herrlich, Zapp usw. folgten nacheinander in der Leitung des Unternehmens, dessen finanzielle Kräfte immer mehr schwanden. Trotzdem wurde mit dem Bau des großen Wirtschaftssaals begonnen. Um zu neuen Geldern zu kommen, trug man sich mit dem Gedanken, den vorderen Teil des Gartens an der Graf Recke- und Faunastraße als Baugelände zu verkaufen. Da bot ein hochherziger Bürger, der Rentner Gustav Adolf Scheidt, als der Garten vor der teilweisen Auflösung stand, der Stadt 500 000 Mark, falls es ihr gelingen würde, den Tierpark zu einem Preise zu erwerben, der nicht höher sein

dürfte als 25 Prozent des Aktienkapitals. Die Stadtverwaltung ging auf diesen Vorschlag ein. Sie erwarb die Aktien, soweit sie nicht geschenkt wurden, für 37,50 Mk. das Stück. Auf Wunsch des Stifters erhielt das nun städtisch gewordene Institut seinen Namen und den seines Enkels, es heißt demnach auch heute noch: „Scheidt-Keim-Stiftung“. Zum ersten städtischen Direktor wurde am 7. November 1905 Dr. Hermann Bolau von der Biologischen Station Helgoland gewählt. Bolau, der bis zum 1. Oktober 1919 dem Garten vorstand, brachte das mittlerweile etwas rückständig gewordene Unternehmen in neue Bahnen. Durch den ganzen Park und in die Häuser legte er elektrisches Licht, Wasserleitung und Kanalisation kamen in den Garten. 1908/09 wurde der neue Teil an der Grunerstraße hinzuerworben, und hier waren später die großen Dammwildherden und die Stelzvögel untergebracht. An Neubauten entstanden die Fuchsgalerie und der Wirtschaftshof (1911), architektonisch wohl die schönste Gebäudegruppe im Garten überhaupt. 1914 sollte ein großer Haupteingang am Brehmplatz und ein riesiges Seelöwenbecken im neuen Teil errichtet werden. Die Vorarbeiten waren schon im Gange. Da kam der Krieg. Der schöne Tierbestand ging nach und nach bis auf ein Grüppchen Unentwegter zugrunde. Von Neueinrichtung konnte keine Rede mehr sein. Der Besuch wurde immer schwächer. Wiederum sah es schlimm für den Garten aus, und kein zweiter Scheidt tritt helfend ein in dieser Zeit wirtschaftlicher Verelendung, die uns allen noch zu gut im Gedächtnis haftet. Im Juni 1921 übernahm Dr. Georg Aulmann die Leitung des Gartens. Unter ihm wurde das neue Loebbecke Museum, der neue Zooeingang mit seinen Verwaltungsgebäuden und das große Affenhaus errichtet.

Seit 1933 führt die Leitung dezernatsmäßig Stadtrat Horst Ebel, dem der Geschäftsführer des Zoos Arthur Cisner tatkräftigst zur Seite steht. Sie haben es beide verstanden unserem Garten ein neues Gesicht zu geben durch Herrichtung neuer Gehege und neuer Tierhäuser, haben den brüchigen und überständigen Baumbestand beseitigt und schöne Neu-

pflanzungen vorgenommen, haben die herrliche Freilandanlage mit dem entzückenden Aquarium geschaffen und den Tierbestand wieder auf eine respektable Höhe gebracht, sodaß wir heute wieder berechtigten Stolz auf unseren Zoo haben können. Mögen ein guter Geist und die gute Hand über unserem großen Garten beim nahen Düsselthal weiterhin walten.

## Umschau

**Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben!**  
Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all unsere guten Engel.

Otto Ludwig.

**Was ist stärker als Not, Sorge, Leid?**  
Ein Herz voll Opferfreudigkeit.  
Laß brechen, laß biegen,  
Es wird siegen.  
Ein ganzes Volk so herzugestählt,  
Zum Hort der Menschheit ist es von Gott erwählt.

Richard Dehmel.

**Denn, ist dem Menschen**  
Jedwede Freude in der Brust vernichtet,  
Dann ist sein Leben nur ein eitler Schein,  
Er schleicht nur als ein Toter durch das Leben.  
Ob ihm der Reichtum füllet Haus und Hof,  
Ob eine Krone um das Haupt ihm strahlt,  
Fehlt ihm der Frohsinn, dann ist alles dies  
Nicht so viel wert als einer Flamme Schatten.

Sophokles.

**Etwas vom alten Rathaus. . . .** „Man hat früher gemeint, daß es in Düsseldorf zeitweise drei Rathäuser zu gleicher Zeit gegeben habe, je eines für die Altstadt und die beiden Neustädte. Das ist aber ein Irrtum. Wohl kennen wir sogar vier verschiedene Rathäuser, aber diese sind nach den Urkunden nicht gleichzeitig, sondern nacheinander in Gebrauch gewesen. Erwähnt wird ein Bürgerhaus überhaupt zuerst im Jahre 1463, jedoch ohne irgendwelche Andeutung über seine Lage. Da aber 1470 Bürgermeister, Schöffen und Rat auf dem „Alten Zollhaus“ eine Sitzung abhielten, läßt sich annehmen, daß dieses Haus mit dem gleichzeitigen Bürgerhaus identisch war. Damit stimmt eine weit spätere Nachricht von 1693 überein. Das erste bekannte Rathaus, eben das „Alte Zollhaus“, lag also auf dem Platz des jetzigen Krankenhauses der Schwestern vom hl. Kreuz. Bald nach 1470 aber wurde

das Haus zum „Schwarzen Horn“, (Ratingerstraße Nr. 6) das zweite bekannte Rathaus, in Benutzung genommen, wiederum nur für kurze Zeit, da es bereits um 1500 an Private veräußert wurde. Nun wurde ein Haus am Marktplatz bezogen, das an der Stelle des jetzigen lag. Das baufällig gewordene Gebäude mußte von 1570 an durch einen Neubau ersetzt werden.

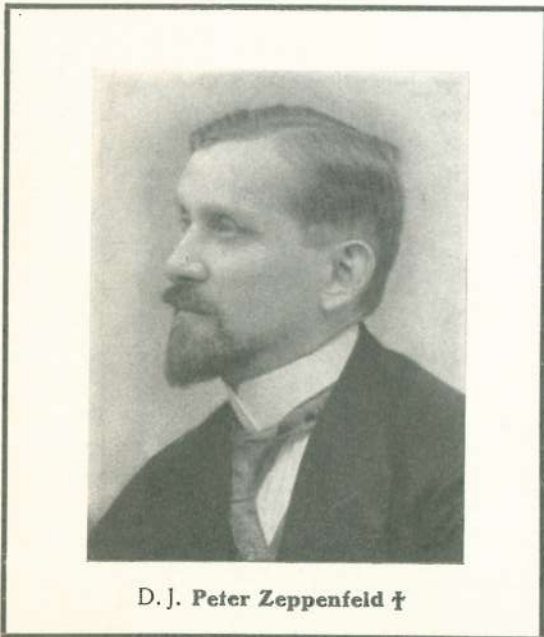
Wer den Plan, „das Patron“, des Neubaues entworfen hat, steht leider nicht fest. Vielleicht ist der Entwurf aber auf den fürstlichen Baumeister Pasqualini zurückzuführen, da der Herzog dem Unternehmen seine Förderung zuwandte oder wenigstens versprochen hatte. Den Bau selbst führte 1570—1573 der Maurermeister Heinrich Tußmann aus Duisburg auf Kosten der Stadt aus. Die Fassade des dreistöckigen Baues mit den zwei geschweiften Giebeln und dem fünfgeschossigen Treppenturm ist auch später nicht wesentlich verändert worden. Nur befand sich der Eingang mit überdachten Freitreppen in dem Treppenturm.“ (Friedrich Lau.)

„Das 18. Jahrhundert hat den Bau verändert. Die malerische Backsteinfugung schwand unter einer Tünche. Die alten Haussteinfensterkreuze wurden herausgeschlagen. Dafür unter den Fenstern Horizontalbänder angebracht. . .“ (Klapheck.) „Der Plan für die Umbauten soll von dem Aachener Architekten Couven entworfen sein. Wahrscheinlich war aber auch der Couven persönlich befreundete Hofbaumeister Nosthoffen bei dem Entwurf mit beteiligt, denn dieser war seit 1742 als Jungrat auch Mitglied des Düsseldorfer Magistrats. Die größte Aenderung des Baues bestand darin, daß neben dem Treppenturm ein neues Portal mit einfacher Rokokogliederung und darüber der schöne, schmiedeeiserne Balkon angebracht wurde, von dem im Innern eine neue „gemächliche Treppe“ zu den oberen Stockwerken führte. Die neue „marmorsteinerne Justiz“ am dritten Geschosß des Turmes fertigte der Bildhauer Anton Baumann für 30 Reichstaler 53 Stüber an. Unter der Justizia wurden in einer Blende die Wappen von Jülich, Berg und Düsseldorf eingehauen. An der Fassade selbst wurden die einzelnen Geschosse durch schmale Gesimse voneinander getrennt und die Ecken des Treppenturmes durch vorgesetzte Pilaster betont. . .“ (Friedrich Lau.) Hoch oben im Turme, noch ehe die Haube be-

ginnt, zählte ein altes Räderwerk die Stunden, schon seit den Jahren, da nicht jeder Bürger sich glücklich schätzte, eine Uhr zu besitzen. Man mußte schon einen Weg tun, um wissen zu können, wie früh oder spät es war. Und der gelehrte Dr. Martin Runkel, Christian Dietrich Grabbes Freund, schrieb in seinem Brief von 1837 (veröffentlicht in diesen Blättern, Jahrgang 1933, Heft 8) „wer wissen will, wie viel Uhr es ist, hat die Rathausuhr Tag und Nacht zur Disposition (sie wird Nachts illuminiert) . . .“  
Da mußte der alte Rathausdiener jeden Abend die große Oellampe putzen und an einem kräftigen

Strick hochziehen! Er sorgte auch dafür, daß die alte Uhr ihre Stunden schlug, und dann horchten die Bürger auf. Das war noch so bis zur 19. Jahrhundertwende. Bei einer hochnötigen Reparatur nahm ein wenig zünftiger Uhrmacher lebenswichtige Teile heraus, und seit dieser Zeit schweigt sie — doch hoffentlich nicht für immer! Hier meldet sich eine heimatliche Aufgabe! Wenn die alte Rathausuhr wieder schlagen wird, werden die Düsseldorfer Bürger aufhorchen — — — Klänge aus längst vergangenen Tagen durchzittern dann erneut die alten Straßen und Gassen der Stadt, die wir voll Stolz die unsrige nennen!

## Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e.V.



D. J. Peter Zeppenfeld †

Am 3. August starb unser Mitglied Architekt Peter Zeppenfeld. Auf dem Nordfriedhof haben wir ihn zur langen Ruhe gebettet, und als über der offenen Gruft sich unsere Heimatfahne das letzte Mal grübend senkte, da wußten wir, daß wir einen getreuen Heimatfreund für immer verloren. Möge ihm die Erde leicht sein. Sein Andenken lebt in unseren Reihen fort. R. I. P.

\*

Einen auserlesenen musikalischen Abend verlebten am 11. August die „Düsseldorfer Jonges“ mit ihren Angehörigen im Vereinsheim. Der lyrische Tenor von der Essener Oper, Ferdinand Erdtmann, sang sich mit seiner wundervollen Stimme in die Herzen der Heimatfreunde ein. Er legte ein ausgesuchtes Programm vor und brachte in seiner sympathischen Art Lieder von Schubert und Schumann sowie einige Arien aus Aida zu Gehör. Es war ungemein reizvoll, festzustellen, daß der erst 26jährige Sänger bereits eine bedeutende Höhe in seiner Kunst erreicht hat.

Ihm zur Seite stand der bekannte Düsseldorfer Pianist Alex Flohr, der ihm am Flügel meisterhaft begleitete. Beide ergänzten sich in seltener Weise, und die große Zuhörerschar dankte mit kräftigem Applaus. Der Vereinsführer überreichte schöne Blumensträuße und ein kleines Angebinde.

Recht unterhaltsam war der Heimatabend der „Düsseldorfer Jonges“ am 18. August. Der Präsident Willi Weidenhaupt begrüßte besonders herzlich den Reichsgrafen Wilderich von Spee auf Schloß Heltorf, der mit seinem Sohn, dem Junggrafen Wilhelm erschienen war. Alsdann lief der prächtige, von der Firma Menzel gekurbelte und von Direktor Heinz Dieckmann für den Heimatverein erworbene Film von der Einweihung des Graf-Spee-Ehrenmals durch die „Düsseldorfer Jonges“ am 21. Juni ds. Js. Der Film zauberte noch einmal das große Geschehen lebendig vor Augen. In schöner Rede sprach Reichsgraf Wilderich, daß er die große Spee-Ehrung, nicht auf die Familie beziehe, sondern nur auf den heldenhaften deutschen Offizier, der mit seinen beiden Söhnen und seinen 2000 Kameraden so todesmutig zu kämpfen wußte und heroisch für sein Vaterland das Opfer seines Lebens brachte. Das Ehrenmal sei ein Mahnmal für unsere Jugend, daß sie gleich den Helden von Coronel alles einsetzen für das Vaterland. Und mit dem Denkmal habe der Heimatverein eine hohe Pflicht erfüllt.

Im Anschluß daran sprach der gemütvolle Heimatkennner Heinrich Daniel und brachte seine reizvollen Schöpfungen. Die Schilderung vom stillen Winkel nahe der Mariensäule leitete köstlich vom Speefilm über, und zurück wiesen die Zeiten, da Düsseldorf noch jene idyllische Residenz war. In liebenswürdiger Wortmalerei ließ der Vortragende wieder alles erstehen, was unseren Vorfahren höchstes Entzücken bedeutete.

Dr. med. Willi Kauhausen, unser zweiter Vorsitzender, leitete den Heimatabend vom 25. August mit einer herzlichen Ansprache ein und machte interessante Ausführungen über die alte Jan-Wellem-Kapelle an der Fährstraße. Bekanntlich hat der Heimatverein die Anregung für die Wiederinstandsetzung des zu einem Arbeitsraum herabgewürdigten historischen Bauwerkes gegeben, und die Bemühungen des Vorstandes waren von Erfolg. In Verbindung mit der Stadtverwaltung ist es gelungen, die Gelder für die Räumung der Kapelle aufzubringen. Die Kapelle errichtete Kurfürst Philipp Wilhelm aus Dankbarkeit für die Geburt seines Sohnes und Erbprinzen, unseres

Jan Wellem, und am 20. März 1660 wurde sie feierlich eingeweiht. Alljährlich besuchte der hohe Fürstenhof das schlichte Bauwerk. Dann kam die Zeit der Vergessenheit und im neuen Reich ist endlich wieder die Sorge um die Pflege des Althergebrachten und die Erhaltung historischer Bauten eine erste Forderung. Bald wird die Kapelle, die fortan nur profanen Zwecken dienen kann, wieder hergerichtet sein zur Freude der Stadtbevölkerung. Die „Düsseldorfer Jonges“ aber dürfen berechtigten Stolz haben ob dieser heimatlichen Tat.

Nach diesen Darlegungen sprach Heinrich Mackenstein über das Thema „Ernstes und Heiteres am Wegesrand“, das freudig aufgenommen wurde. Er brachte Inschriften auf Marterln, Haus-

schildern und Grabsteinen, voller Sinn und Unsinn, aus denen aber sinnig das Volkstum und der Volksbrauch sprach.

Im Anschluß hieran erzählte der verdiente Franz Müller über die Ferienlaune und stellte ein reizvolles Spiel zusammen. Aus allen Teilen des Landes hatten die Mitglieder fröhliche Feriengrüße gesandt. Franz Müller las sie vor und ließ die schönsten GrüÙe prämiieren. Ergötzliche Dinge ergaben sich, ein Zeichen der treuen Anhänglichkeit an den großen Heimatverein, wo der Brudersinn und die echte Volksverbundenheit so ganz zu Hause ist. Paul Gehlen trug seine neuesten Dichtungen vor und erwies sich wieder einmal als der betulich frohe Heimatpoet.



Photo:  
Oskar Söhn

**Zwei „Düsseldorfer Jonges“, die sich opfernd für unsere kulturellen Heimatbelange einsetzen**

Links: Ferdí Erdtmann, rechts: Alex Flohr

## Veranstaltungen der „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Monat Oktober 1936

Dienstag, den 6. Oktober: **Monatsversammlung** im Vereinsheim.

Dienstag, den 13. Oktober: **Syndikus Franz Effer** spricht über: „Der Düsseldorfer Einzelhandel“.

Dienstag, den 20. Oktober: **Großer Hans-Müller-Schlösser-Abend.**

Dienstag, den 27. Oktober: **Heimatabend.**